

Wo befand er sich, wie kam er hierher? Erst nach und nach kehrte ihm das volle Bewußtsein zurück und mit ihm auch die Erkenntniß seiner traurigen Lage. Auf's neue brach er in Thränen aus und rief in wehmüthigen Tönen: Mama, Mama, Onkel Canijo!

Aber keine Stimme, nah und fern, die antwortete.

Keine Stimme im weiten Revier; nur das Flüstern und Rauschen in Kronen und Zweigen.

Der Schrecken der Einsamkeit überfiel ihn mit allem Jammer der Verzweiflung auf's Neue. Zuletzt erging sich seine fieberhaft erhitze Phantasie in den seltsamsten Träumen. Felsen, Büsche, Bäume und Wolken: Alles schien ihm belebte Wesen, die im Wirbeltanze um ihn her flatterten. Die Musik zu dem tollen Reigen war ein wunderbar Gemisch von Wohlklang und Spektakel; tausend fremde Schöklänge mischten sich darein, auch Canijos Guitarre klang dazu und Cachana's schrille Stimme.

Auf einmal tönte ein silbernes Glöckchen durch das Chaos. Der Knabe sah auf und erblickte den Kopf einer jungen Ziege, die aus den Büschen neugierig nach ihm lugte. Mit einem freudigen Aufschrei erhob sich Nanoque. Erschrocken sprang die Ziege davon. Nanoque fiel bewußtlos wieder zu Boden.

Jetzt kam ein Schäferhund daher, schnuppernd, mit gespitzten Ohren durch das Dickicht pürschend. Als er den hilflosen Jungen sah, bellte er laut auf, dann leckte er ihm Hände und Gesicht, und als der Knabe sich immer noch nicht rührte, setzte er sich neben ihn und stieß in kurzen Zwischenräumen laute Klagetöne aus. Diese lockten den alten Schäfer herbei. Er beugte sich über den Knaben und da er merkte, daß er noch lebte und nur von einer Ohnmacht umfassen sei, schob er ihm als Kopfkissen seinen alten Rock unter und eilte dann davon, um bald darauf mit einer Schale Milch zurückzukehren. Nachdem er dem immer noch Bewußtlosen einige Tropfen eingelöst hatte, nahm er ihn sorgsam wie eine Mutter in seine Arme und trug ihn weg, während der Hund munter belend zur Seite lief.

II.

Es war an einem Novemberabend des Jahres 1854, da saß ein andalusischer Bauer vor der Thüre seines Hauses und improvisirte und sang nach spanischer Weise kleine Liedchen, die er mit seiner Guitarre begleitete. Weitem breiteten sich die Felder seines Anwesens, das die Abendsonne mit goldigem Schimmer übergoß. Der Mann hatte wohl Ursache, sich glücklich zu fühlen. Er war auch zufrieden; denn die socialistischen Wanderapostel und die Brandschriften der Revolution hatten das Gewissen des spanischen Landvolkes noch nicht vergiftet.

In dem Hause stand an einem riesigen Ofen die stattliche Frau und backte das braune, derbe und doch so gesunde Brod, und bereitete den frugalen Abend-Imbiß für den Mann und die vier pausbacigen Kinder.

Als sie sich zu Tische setzten, gesellte sich ihnen noch eine Frau bei. Sie trug Trauerkleidung und ihr edles Gesicht zeigte so viel wohlthollende Freundlichkeit wie tiefe Schmerzempfindung. Sie war die Schwester des Bauersmannes. Ihren Gatten und ihre beiden Kinder hatte sie durch die Cholera verloren, die in diesem Sommer in Andalusien wüthete und so viele Opfer forderte. Sie selbst war von dieser schrecklichen Seuche ergriffen worden und entging nur wie durch ein Wunder dem sicheren Tod. Jetzt lebte sie in dem Hause ihres Bruders.

An diesem Abend schien sie ganz besonders schmerzlich bewegt zu sein. Als jetzt auch der Aufseher der Farm eintrat, den sie bisher noch nicht gesehen hatte, brach sie wieder in Thränen aus.

„Bitte, weint nicht, gute Frau,“ sagte der biedere Alte beschwichtigend; „bedenkt, daß ihr den Namen Consolata traget zu Ehren Unserer Lieben Frau vom guten Troste. Ihr müßt die Dinge nehmen, wie sie kommen, gute und böse Tage schickt der liebe Gott. Vergesst euer Leid und hoffet auf die Zukunft.“

„Vergessen kann ich nicht,“ sagte die Matrone, „nur der Tod heilt Wunden, gleich den meinigen.“

„Glaubt mir, entgegnete der Aufseher, „Thränen waschen solches Weh nicht weg.